

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Nr. 37.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 9. October 1887. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4½ M.

XIV. Jahrg.

In unsere Leserinnen und Leser.

Als wir Anfang März d. J. unserem Blatte, dessen Unterhaltungstheil seit seiner Gründung mehr und mehr angewachsen, einen dementsprechenden Titel gaben und den Inhalt mehr dem allgemeinen Interesse der Familie zuwandten, glaubten wir, damit einem vielseitigen Wunsche nachzukommen. Es hat uns auch nicht an reichem Beifall gefehlt; aber nach und nach nimmt bei unseren Leserinnen die Stimmung überhand, daß dieselben ein lediglich den Frauen gewidmetes Organ wünschen, um so mehr, als Familien-Blätter und illustrierte Zeitungen schon genügend existieren.

Unsere Leserinnen haben vierzehn Jahre treu zu uns gehalten; ihnen verdankt unser Unternehmen die angefahrene Stellung, die es sich in der deutschen Journal-Literatur erobert hat, und so fügen wir uns gern ihrem Wunsche, lediglich den Frauen unser Blatt zu widmen. Demgemäß lassen wir dasselbe von jetzt ab auch wieder unter dem alten Titel

„Illustrirte Frauen-Zeitung“

erscheinen.

Von den beliebtesten Schriftstellern haben wir uns Beiträge gesichert. Aus den im beginnenden Quartal zum Abdruck gelangenden Plaudereien heben wir nur hervor: Eine Fächerstudie, Die Dienentants-Frau, Die Pflege der Musik im Hause, Im Damensattel, Grüßen und Danken, Kindermoden, Die Musiklehrerin, Von Büchern, vom Lesen und von Leihbibliotheken, Früchte des Meeres, Pariser Gesellschaftsleben, Allerlei Zeitungsscher. Von unseren ständigen Rubriken fällt natürlich die „Zeitungsschriftliche Rundschau“ in Zukunft fort, während die anderen: Aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches, Die Mode, Handarbeiten, Wirtschaftliches, Briefmappe, noch mehr als bisher gepflegt werden sollen. Ganz neu hinzu treten Briefe aus Berlin, Wien, Paris, London, St. Petersburg, Rom u. s. w. über das gesellschaftliche Leben, ferner aus den maßgebenden Städten von sachkundiger Hand Modenberichte mit Abbildungen, endlich eine illustrierte Rubrik: Gärtnerei.

Die Illustrationen in künstlerisch ausgeführtem Holzschnitt werden zukünftig hauptsächlich Rücksicht auf das Gefühlsleben der Frau nehmen, ohne dabei in Einseitigkeit zu verfallen.

Neben den 24 Moden-Nummern und 12 Schnittmuster-Beilagen der „Modenwelt“ wird unser Blatt fernerhin jährlich 28 Unterhaltungs-Nummern bieten, sodass jede Woche eine Nummer erscheint. Das Unterhaltungsblatt wird, wie in früheren Jahren, außer den Inseraten-Beilagen stets nur einen Bogen umfassen; im Übrigen aber geben wir, neben den bisherigen zwölf großen farbigen Modenbildern: acht Stidmuster-Beilagen („Extra-Blätter“) zu je vier Folio-Seiten und acht farbige Stidmuster-Beilagen. Jährlich wird unser Blatt also in Zukunft 28 besondere Beigaben enthalten, zu jeder Unterhaltungs-Nummer eine.

Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern“, zum Preise von 4 M. 25 Pf. das Vierteljahr, wird eine weitere Vereidigung darin finden, daß sie jede Woche ein großes farbiges Modenbild enthält, im Ganzen also

jährlich 68 besondere Beigaben.

Unseres Wissens ist dies Alles weit mehr, als irgend ein Frauenblatt des In- und Auslandes bietet, und diese wesentliche Vermehrung, die für die farbigen Beilagen wie für die „Extra-Blätter“ stark in's Gewicht fällt, erfolgt ohne jegliche Preis-



Plauderei. Von F. Vinea. — Siehe Seite 438.

Erhöhung. Die Kostümbilder werden künstlerisch unicolorirt auf den Inseraten-Beilagen erscheinen.

Im Post-Zeitung-Katalog ist die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ unter den Nummern 2677 und 2678 eingetragen.

Wir lassen der Übersicht halber die beiden ersten Nummern des neuen Quartals, 36 und 37, zusammen erscheinen. Nummer 38 erscheint also erst in 14 Tagen am 16. October, die folgenden Nummern dann wöchentlich.

Berlin, Ende September 1887.

Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.

Rächerud verboten.

Die Heiligen von der Quell'.

Von H. Billinger.

Uber das Geländer gelehnt, unter dem die Wunderquelle plätscherte, beobachteten zwei junge Geistliche das Getreibe der Wallfahrer, die seit dem Nachmittags-Gottesdienst in buntem Durcheinander das wunderthätige Wasser umdrängten. Es kam aus einem Fels, an den sich die Kapelle anschloß; rechts und links vom Brümlein erhoben sich die weißen, grobgeschnittenen Statuen der Heiligen von der Quell'; der eine trug eine Habe, der andere ein Gefäß übersprudelnden Wassers, das aber nicht recht zu erkennen war, weshalb ihn die Bauern kurzweg „den mit dem Rauchfaß“ nannten. Die Legende berichtete, daß die Beiden, von einem grausamen Heidenmenschen zum Tode des Verchmächtens verurtheilt, plötzlich ein leises Pochen im Innern des Felsens vernahmen und nach kurzem Graben die Quelle entdeckten.

Diese füllte seither geduldig Krug um Krug, sprudelte lustig über alle möglichen frischen und frummen Gliedmaßen und verlangt in ihrem traurlichen Gemüsel gutmütig alle andächtigen und unandächtigen Vaterunser. Auch nahm die Zahl der frommen Gläubigen mit der Zeit, wie sich's heuer wieder zeigte, eher zu als ab, nur schien sich gegen Abend plötzlich ein allgemeines Magenknurren zu verbreiten, denn ebenso lebhaft wie man sich zur Kapelle herein gedrängt hatte, drängte man nun zur Kapelle hinaus, und bald bewegte sich das ganze lebhafte Farbenspiel von rothen Westen, blauen Röcken, grünen Schürzen und weißen Hemdärmeln dem Gotteshaus gegenüber im Wirthshaus, wo ebenso eifrig gejohlt und gezecht als vorher gebetet wurde.

Auch die Geistlichen schickten sich an, die kleine Brücke, welche den oben getheilten Fels verband, zu verlassen, als sich der Jüngere plötzlich mit der Bemerkung umwandte:

„Ei, schau, das kleine Mädel; ich hab's schon den ganzen Nachmittag mit seinem großmächtigen Krug da hinten warten sehen; was das wohl für einen Kummer haben mag?“

Die Herren lehnten sich über's Geländer und schauten dem Kind eine Weile zu; es trug ein vielfach gesichtes Röcklein über dem groben Hemd, das Haar fiel ihm leicht gelockt bis tief in den gebräunten Hals.

Gar eifrig war's beschäftigt, mit dem an einer Kette befestigten Becher Wasser in den großen Krug zu schöpfen, denn es vermochte diesen nicht zu dem sprudelnden Quell empor zu heben.

„Wem gehört, Kind?“ fragte der Jüngere der Geistlichen, dessen Augen einen gar munteren Glanz besaßen.

Die Kleine blickte auf: „Im Kühhirt droben, aber ich mag ihn nit —“

"So, — ei der Tausend! Warum magst den Vater nicht, sag'?"

Die blauen Augen des Kindes schauten voll tiefen Ernstes zu dem Frager empor:

"Zuerst ist er mei'm Mütterli nachgelaufen, daß 'm die Wädeli g'wadelt haben, und jetzt haut er's."

"Was Du nicht sagst! Und warum holst nun vom heiligen Wasser?"

"He, darum!"

"Du denst, das hilft?"

"Freili, 's hat auch der Nachbar ihm seinem Bevi g'holzen —"

"Was hat ihm denn gefehlt?"

"Ein frank's Herzli."

"Und ist gesund worden?"

"Wie ein Bögeli —"

Der Krug war voll, und das Kind nahm ihn mit vor Anstrengung gerötheten Wangen vom Boden auf.

"Halt!" rief der Frager, "das kannst ja nicht tragen, so viel braucht's nicht."

"Freili," versicherte es, "der Vater ist gar ein großer Mann."

"Ja, Kind, wie willst's denn aber machen mit Deinem Wasser?"

"Ich schütt's ihm halt über den Kopf, wenn er schlafst," erklärte es, "und bet' jetzt noch sieben Vaterunser zur Schmerzhaft."

Und mit den bloßen Füßchen lautlos über den Boden gleitend, kniete es vor den Seitenaltar nieder, stützte den Krug vor sich hin und hub an zu beten. Der Mond, voll zum Fenster herein scheinend, umloß die kleine Gestalt; sie sprach ihre Vaterunser laut und unterließ nie, die Zahl vor ein jedes zu sezen. Die jungen Geistlichen lauschten auf das silberne Stimmchen, als hätten sie in ihrem Leben noch kein Vaterunser gehört; ungefähr beim fünften wurden die Worte des Kindes wirt, es folgte ein Stocken, dann ein Wallen, zuletzt ein leiser Fall. Die Laufcher eilten herbei und fanden die Kleine im besten Schlummer auf dem geblümten Altardecke liegen.

"Wird hungrig sein, wenn's aufwacht," meinte der Jüngere, eilte zur Kapelle hinaus und kam gleich darauf mit einem Stück Brod und ein paar Apfeln zurück, die er neben das Kind hinlegte. Dann schauten sie ihm zu, wie es so ruhig atmete, den linken Arm fest um seinen Krug Wasser geschlungen.

"Wenn nur zu helfen wär," meinte der Ältere, "aber ich bin schon droben gewesen, da könnt' man ebenso gut der Herde als dem Hirten predigen."

Der Andere befann sich eine Weile; plötzlich lachte er laut auf und flüsterte dann dem Collegen etwas zu, wobei er eine sehr bezeichnende Bewegung mit der Hand mache. Es war nämlich noch gar nicht lange her, daß er selber ein derber, fröhlicher Bauernbube gewesen, und darum glaubte er auch ganz genau zu wissen, was bei Seinesgleichen zu wirken pflegte. Und das Kind in Gottes Hut loszend, eilten die Beiden unter anhaltendem Lachen und Rüchern zur Kapelle hinaus.

Die Nacht war herrlich, ein Meer glitzernder Sterne wölbt sich über der Hochebene, allwo Vieh und Hirte in Frieden ruhten; nur ein Rappo ragte stolz aus der Schar behäbiger Wiederkäuer, mit gesenfter Mähne das mondbeschienene Gras stampfend; dabei schaute er sich manchmal leise wichernd um, als bedauere er, daß Niemand Theil nahm an seiner Verklärung. Allein sämtliche Kuh- und Ochsenaugen waren geschlossen, und die des Hirten blickten grämlich in den dunklen Schatten, den er selber warf. Regungslos lag er da, den Kopf auf einen gefälsten Baumstamm stützend, eine verdrossene Natur, nicht eben schlecht, aber so zerfressen von innerer Langeweile, daß ihm der Anblick eines frohgemuthen Gesichtes weh that. Darum, wenn er heim kam und fand sein Weib rührig bei der Arbeit, niets ausgelegt zum Schwähen, war er überzeugt, sold' ein Gebahren könne nur von strabarem Leichtsinn herrühren, und also fing der Tag unverdrosslich damit an, daß er schon unter der Thür nach seiner Mutter schrie, worauf sie zähneklappernd, mit der Morgenuppe in den Händen, in die Stube trat. Alsdann dampfte die Suppe entweder zu stark oder sie dampfte zu wenig, und unter heillosem Gechimpfe über das gottvergessene Weibervolk schwang der Hirt seinen Prügel über dem Rücken der Gattin. Im Uebrigen lebte man in vollständigem Frieden, nur wurde der Frau Sizzen und Gehem oft sauer, und dann meinte sie wohl mit einem tiefen Seufzer:

"Wie nett haben's doch die, die sich mit der ganz' Tag selber spüren."

Als der Hirte eben seinem Rappen, der sich mit schaukenden Rüstern an ihn herandrängte, einen Stoß versetzen wollte, that dieser plötzlich einen wilden Satz mitten unter die ruhenden Kinder und sauste dann mit fliegender Mähne, an Gestein und Geröll Funken schlagend, über den weiten Platz hin. Mit lautem Gebrüll fuhren die erschrockten Thiere in die Höhe, stießen an einander, überpurzelten sich und stoben schließlich wie die wilde Jagd nach allen Richtungen. Der

Hirt war aufgesprungen; statt sich aber um sein Vieh zu kümmern, starre er erschrocken Gesichts zwei Erscheinungen entgegen, die langsam, völlig lautlos den Weg herausliefen; sie trugen lange weiße Gewänder, und weiße Bockenbärte umrahmten Züge von gevensterhafter Blässe; der Eine hielt einen mächtigen Prügel in der Hand, und der Andere schwang ein Rauchfah, aus dem seine Funken zum Himmel stiegen. Raum atmete der Hirt den Weihrauch ein, als er mit dem Ausschrei "Die Heiligen von der Quell!" platt auf die Nase fiel.

"Kopf in die Höhe, Hirt," sprach der mit dem Prügel, "Deine Stunde ist gekommen; glaubst, wir haben's nicht satt da oben, ruhig zuzuschauen, wie Du Dein Weib habst?"

"Bill's gewiß nimmer thun", heulte der Mann.

"Ja freilich," sagte der Heilige, "damit kommst nicht weg, — erst der Denkzettel und dann die Verordnungen, — leg' Dich rum, Hirt!"

Er that, wie ihm befohlen, und wichtige Stockschläge bearbeiteten ihm alsbald die Glieder. Der zweite Heilige schwang unverdrossen das Rauchfah, und gar lieblich waren die Düfte, welche dem Hirten in die Nase stiegen; er stöhnte und wimmerte und krümmte sich vor Schmerz, aber laut zu schreien wagte er nicht, denn wer hätte ihm sollen gegen zwei Heilige beistehten? Da sagte der mit dem Rauchfah: "Ist genug!" — Und sofort hatten die Schläge ein Ende. Schluchzend erhob sich der Herblätte:

"O Du, — mit dem Rauchfah, — o Dir stift' ich gewiß eine Kerz!" greinte er.

Die Rauchwölfe wurden jetzt so stark, daß die Gesichter der Heiligen für einen Augenblick ganz verhüllt waren; dann sprach der mit dem Prügel:

"So, jetzt weißt', wie Schläge thun, und rührst' das Weib noch einmal an, so mach' ich Dir den Garanß. Wird Dir aber im Laufe des Tages ein Zeichen in Gestalt eines Wasserstrahles, — wo er auch herkommen mag, — halt' still, bet' ein Vaterunser und thu' ein heilig' Gelüb'd, denn unsere Ohren reichen durch Nippen und Montern, und unsere Hände noch ein Stück weiter. Jetzt leg' Dich auf's Gesicht, Hirt."

Er fiel nieder, und als er sich voll Ehrfurcht wieder aufrichtete, waren die beiden Gestalten eben so lautlos verschwunden, wie sie gekommen waren, und nur ein leiser Weihrauchduft erfüllte noch die Rüste.

Nun galt's, das verlaufene Vieh zusammen zu treiben, — ein schwer Stück Arbeit für elend zerschlagene Glieder, — und so erschien denn auch der gestrenge Eheherr viel später als gewöhnlich in seinem Häuslein unterhalb des Weideplatzes. Er rief nicht nach Rüttler unter der Thür, sondern wari sich mit ächzendem Laut auf's Bett, wo er nur zu stöhnen, nicht zu schimpfen wagte, eingedenkt der langen Ohren der Heiligen. Am Ende schief er aber doch aus lauter Erbärgung ein, und sein Aechzen ging mählich in Schnarchen über.

Die Frau mit der Suppe lauschte an der Thür und getränte sich nicht hinein. Sie hätte so gern gefragt, ob die Kleine mit auf der Weide gewesen in der Nacht; das geishab manchmal, denn gegen das Kind war er gut. Endlich überwand sie ihre Furcht und trat in die Stube; sie setzte die Suppe auf den Tisch und blieb ratlos daneben stehen, den schlafenden Mann anstarrend. Plötzlich kam ihr ein entsetzlicher Gedanke:

"Es geht mit mit rechten Dingen zu, daß er so friedlich liegt, — er will Dir einen Tuck anthun, — und unter den heftigsten Schlägen war ihr nicht so unheimlich zu Muth gewesen, als in diesem Augenblick.

Da plötzlich erschien das Kind unter der offenen Thür, von der Morgenröthe ganz umslutheit.

"Je, wo kommst denn her," schrie die Frau auf und kniete sich zu ihm nieder, "und der schwer' Krug, — und wie Dein Herzli floßt, — Jesus Maria!" — Sie fuhr ihm mit der Schürze über das erhitzte Gesichtchen. — "Ja, Kind, aber so red' doch, wo kommst her?"

"Bon der Quell!" flüsterte es und legte den Finger auf den Mund. "Weißt, Mütterli, s'ist heilig's Wasser, und ich leer's dem Vater über den Kopf, dann schlägt er Dich nimmer, — g'wiss nimmer!" setzte es mit strahlender Zuversicht hinzu.

Die Frau überfiel ein Zittern: "Thu's lieber nit, er könnt' wild werden, — er ist gar so schlecht im Gemüth heut!" —

"Aber wenn's doch heilig's Wasser ist, Mütterli!" unterbrach sie die Kleine, nahm ihren Krug und schleppte ihn zum Bett des Vaters.

Die Frau hielt sich die Ohren zu; da sie es indeß nicht wagte, an der Heiligkeit des Wassers zu zweifeln, rannte sie wie der Blitz in den Stall und warf sich dort, in Erwartung von etwas ganz Ungeheuerlichem, auf die Spreu. Die Kleine aber stand hinter dem Kopfende des Bettes auf einem Stuhle und leerte bedächtig ihren Krug über das Haupt des Schnarchenden. Erst schnappte der Hirt, zum Tode erschrocken, ein paal Mal nach Luft, dann wollte er fluchend ausspringen, als ihn sein Rückgrat energisch an die Verordnungen des Heiligen erinnerte. Ganz verzweifelt, mit den Zähnen klappernd,

begann er sein Vaterunser, indeß das Kind mit heiligem Geier den Krug tiefer und tiefer bog, damit ja kein Tröpflein des kostlichen Wassers zurückbleibe.

"Nun ja, — Herrgott Donnerwetter, hört auf, — ich mach' mein Gelüb'd, — fort mit dem Prügel, — ich rühr' den Prügel, — Zeit meines Lebens, — nimmer an!"

Aufschauzend ließ das Kind den Krug unten, sprang vom Stuhle, holte den Prügel aus der Ecke und war damit zur Thür draußen, ehe noch der durchnäßte Mann aus den Augen sehn konnte. Ein paar Minuten später kam die Kleine in athemloser Hast in den Stall geürzt:

"Mütterli, er ist fort, — der Prügel ist fort, — der ganz' Berg 'unter, — Niemand find' ihn mehr, — gelt aber, jetzt bist froh?"

Und die Frau zog ihr Kind auf den Schoß: "Du Engeli Gottes!" flüsterte sie und herzte und küßte es.

Rauchdruck verboten.

Großpapa.

Von Julius Weil.

Giebt es einen geplagteren Menschen, als ich es bin? Man höre mein Programm für den heutigen Tag: Bormittags. Einlauf einer Kinderflapper für Johannes Erich, Besorgung einer Voge im Oevenhause für vier Personen, Spaziergang mit meiner Schwiegertochter im Thiergarten. Nachmittags. Besuch bei Johannes Erich, kleine Ausfahrt mit demselben. Abends. Theater und gemeinsames Souper!

Hat man je den Schultern eines angehenden Sechzigers ähnliche Lasten aufgebürdet? Ich bezweifle es, aber ich trage sie mit schweigender Geduld. Und warum trage ich sie? Barmherzigkeit ist mich nicht auf meine Stellung, meine Würde, mein Alter? Ja, warum nicht? Einfach, weil es meinem Sohne Rudolf beliebt hat, mich zum Großvater zu machen, und weil man alle meine Versuche, die mir auferlegten Fesseln abzustreifen, als einen schmählichen Verrat an der Familie, an der Zukunft meines Geschlechtes brandmarken würde. Es ist himmelschreibend, daß ein Vater so sehr der Slave seiner Kinder werden kann!

Als ich eines Tages durch die fröhliche Botschaft von der Geburt eines Enfels überrascht wurde, empfand ich den ganzen Stolz eines Ahnen, der den Glanz seines Namens in einer neuen Generation gesichert sieht. Ich fühlte etwas von der Erhabenheit eines Patriarchen in mir, aber ich ahnte nicht, daß sich damit in meiner Person eine völlige Umwälzung vollzogen habe. Aufänglich bemerkte ich keinerlei Veränderung, ich hatte vielmehr eher Anlaß, mich über eine gewisse Ver nachlässigung zu beklagen. Niemand schien sich um den ruhmvollen Stammbaum, um das Oberhaupt der Familie zu kümmern, man hatte nur Auge und Ohr für den Neugeborenen, dessen Lob in allen Tonarten gejungen wurde, obwohl er noch keine anderen Beweise seiner Bedeutung gegeben, als daß er die Welt mit einem allerdings sehr bedeutenden Geschrei erfüllte. Allenfalls würdigte man meinen Sohn Rudolf einiger Aufmerksamkeiten, die dieser mit der Miene eines Siegers eingegennahm. Mich, der in diesem Familienstude doch eine nicht unbedeutende Rolle spielte, mich beachtete keiner. Kaum aber war die erste Aufregung vorüber und mein lungenkräftiger Enkel zu dem Leben in vertrautere Beziehungen getreten, als sich plötzlich das allgemeine Interesse auf meine Person lenkte. Man begann, mich mit einer respectvollen und zartfühligen Rücksicht zu behandeln, die mir anfangs schmeichelte, bald aber in hohem Grade verdächtig und merkwürdig erscheinen wollte. Zunächst fiel es mir auf, daß mich meine Gattin ganz unmotiviert und ohne jede Vorbereitung mit "Großpapa" anredete. Ich stutzte ein wenig, hielt aber die neue Titulatur für eine durch die Verwirrung und Erregung der letzten Tage hervorgerufene Zerstreutheit und sagte nichts dazu. Aber der seltsame Vorgang wiederholte sich; bald hieß es: "Willst Du nicht ein wenig ruhen, Großpapa?" bald: "Aber Großpapa, Du mußt aufhören zu arbeiten, Du mußtest Dir zu viel zu!" — Da wurde mir erst klar, daß ich es mit einer beabsichtigten Reuerung zu thun hatte. Ich war indessen nicht gekommen, darauf einzugehen.

Der Name und die Würde eines Großvaters sind schöne und heilige Dinge, aber sie vor aller Welt zur Schau zu tragen, Federmann in jedem Augenblicke mit diesen Prädikaten vorgeführt zu werden, hat etwas Peinliches, wenigstens in meinen Augen. Man wird da auf einmal gleichsam in die Reserve gerückt, man tritt aus der lebendigen Gegenwart in eine zwar ehrenvolle, aber immerhin nicht mehr vollberechtigte Vergangenheit, man ist nicht mehr der statuenfrohe und tapferwichtige Mann, sondern der ruhebedürftige Greis, der die Welt einem neuen, aufblühenden Geschlechte überlassen muß. Das war durchaus nicht nach meinem Geschmack. Ich hatte wohl in Augenblicken der Erziehung, wie sie angestrengte geistige Arbeit mit sich bringt, ein gewisses Ruhebedürfnis empfunden, aber ich war weit entfernt davon, mich von dem Schauplatz des Lebens zurückzuziehen und zu den Inaktiven überzugehen. Im Gegenteil, ich hoffte noch Mancherlei zu schaffen, bevor ich mich dem otium cum dignitate hingabe. Ich sagte daher nicht ohne Empfindlichkeit zu meiner Gattin:

"Liebe Elly, Du scheinst Dir vorgenommen zu haben, mich fortan mit dem angenehmen Beinamen 'Großpapa' schmücken zu wollen. Wenn es Dir keine allzu große Überwindung kostet, möchte ich Dich bitten, diese Absicht aufzugeben."

Sie sah mich einen Augenblick erstaunt an und erwiderte: "Das ist doch nur Dein Scherz, Großpapa?"

Und als ich hierauf gegen diese Auffassung protestiren wollte, fuhr sie, ihren Arm um meinen Hals legend und lächelnd zu mir empor blickend, in zärtlichem Tone fort:

"Bist Du denn so unglücklich darüber, daß Du Großpapa geworden bist? Giebt es einen schöneren, einen begehrwertheren Titel, als diesen? Ach, es liegt etwas unendlich Süßendes und Ehrfurchtgebietendes darin, und wenn ich Dir die Wahrheit gestehen soll, mein Rudolf, niemals habe ich Dich mehr verehrt und inniger geliebt, als jetzt in Deiner neuen Würde!"

Bei ihren Worten empfand ich erst, daß ich wirklich schon

zu den Alten zähle, denn ich wurde weich wie ein schwachziger Kreis, und es machte mir Mühe, mich zu einem Widerspruch aufzuräumen. Ich versuchte es aber doch und ergebnig:

„Du hast ja vollkommen Recht, liebes Kind, aber Du wirst mir auch zugeben müssen, daß man im gewöhnlichen Leben mit dem Worte Großvater die Vorstellung einer mehr oder minder häßlichen, im Niedergang ihres Wirkens begriffenen Persönlichkeit verbindet, und daß es daher für einen Mann in den besten Jahren zwar nicht mehr, aber doch Kräften, oder wenigstens Plänen, Bestrebungen, — turz für einen Mann meiner Verfassung nicht gerade erwünscht sein kann, sich beständig zu nennen zu hören.“

„O wie gründlich!“ fiel hier meine Gattin ein. „Ganz im Gegenteil! Jedermann wird Dich mit Bewunderung betrachten und sagen: Seht, dieser Mann im Vollbesitz seiner Kraft, im Höhepunkt seines Schaffens, blickt schon auf zwei blühende Geschlechter herab, — nennt sich schon Großvater! Nicht bemitleiden, beneiden wird die Welt den jugendlichen Großvater. Aber ich sehe wieder einmal, wie ungerecht wir armen Frauen beurtheilt werden. Uns wird der Vorwurf der Eitelkeit gemacht, uns beschuldigt man, daß wir keine Kunst der Kosmetik vertrümmern, um jung zu bleiben. Wer ist nun hier der Eitel? Wer sträubt sich dagegen, alt zu erscheinen? Wer möchte selbst seine eigenen Enkel verleugnen, um nur nicht zu den Großvätern getrieben zu werden?“

Man versuche nur, mit den Frauen anzubinden! Was sollte ich auf diese Anklage erwidern? Ich meinen Enkel, meines Rudolf Sohn verleugnen! Es war zu ungeheuerlich, um sich dagegen zu verantworten, und ich schwieg. Für uns Männer ist das Schweigen oft die einzige Weise. Ich schwieg — und ließ mich geduldig Großvater und Großpapa nennen und gewöhnte mein Ohr an diese wehmütigen Klänge.

Sie waren nicht das Einzige, wodurch man mich fühlen ließ, daß ich einen Sohn beigebe, der bereits die Würde eines Vaters besiedelt. Ich wurde eine Persönlichkeit, mit dessen natürlicher Schwäche man Nachsicht über mußte, dessen Häßlichkeit Schonung und Mitgefühl heischte. Jede Aufregung wurde vorsichtig von mir fern gehalten, jede Stravaze war mir auf's Ernsteste unterjagt. „Strenge Dich nur ja nicht an, Großpapachen!“ lautete die beständige Mahnung; und „Still, der Großpapa ist müde, der Großpapa will ruhen!“ hieß es bei jeder Gelegenheit, auch wenn ich nicht entfernt daran dachte, der Ruhe zu plegen. Den Kindern wurde ich als der gute, liebe, alte Großpapa vorgestellt, der immer lächelt, immer die Taschen voll Süßigkeiten hat und den Begriff einer Rüthe oder eines anderen Erziehungs-Zwangsmittels nur aus dem Strudelwetter kennt. Es war zum Theil komisch, zum Theil verdriestlich, aber was blieb mir übrig? Der Einzelne ist ohnmächtig gegen die Macht des Herkommens, und wenn sich ein ganzer Familien-Verband gegen einen alten Mann, — denn am Ende glaube ich es selbst, daß ich einer bin, — verschworen hat, so nützt ihm alles Protestieren und alles Widerstreben nichts. Ich mußte mich also, ob ich wollte oder nicht, in die neue Rolle schüden, und ich bin nun schon so weit, daß ich sie mit leidlichem Humor spiele. Und es ist vielleicht gut, ja, es ist vielleicht nothwendig so.

Wie sich oft im Bühnenleben ein Schauspieler voll eitler Selbstverblendung dagegen sträubt, zu einem Fache überzugehen, das recht eigentlich für ihn geschaffen ist, und in dem er später seine größten Triumphe feiert, so findet man sich in der Komödie des Lebens bisweilen erst nach bestigtem Widerstreben und bitteren Kämpfen in dieselbe Stellung hinein, in der einem erst beschieden ist, seine Eigenart zu entwenden und Richtiges zu schaffen. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr will es mir scheinen, als ob ich von der Natur zum Großvater bestimmt worden sei, und als ob eine fühlbare und vielleicht unausfüllbare Lücke entstehen würde, wenn ich durch ein bedauerliches Natur-Ereigniß verhindert werden sollte, dieses Amt in meiner Familie zu walten. Ich sage das nicht aus Eitelkeit, — diese würde nach einem blendenderen Ruhmes-Titel geizen, — sondern nach vollkommen nüchterner und objektiver Abwägung aller in Betracht kommenden Factoren.

Es ist mir leider nicht erlaubt, über meinen Sohn Rudolf die volle Wahrheit auszusprechen, denn man lobt sich immer ein wenig selbst mit, wenn man seinen Sohn lobt. Aber so viel darf ich wohl sagen, er ist ein seltener, ein hervorragender Mensch. In einem Alter, in welchem bei der Mehrzahl geistiger Arbeiter die Vorbereitung noch nicht völlig abgeschlossen ist, kann er sich mit Tug und Recht einen Meister nennen, und ich würde mich einer Anwandlung des Neides nicht erwehren können, wenn ich nicht das Glück hätte, sein Vater zu sein. Und wenn es gleiche Auszeichnungen für den Menschen gäbe, wie sie dem Gelehrten zu Theil werden, so würde er sie noch in weit höherem Maße verdienen, denn es gibt keinen edleren Charakter, keinen treueren Sohn, keinen härterlichen Gatten als ihn. Klein eben so wahrheitsgetreu muß ich auch gestehen, daß er zum Vater nicht die geringste Begabung hat und daß er in der Erziehungskunst, — er verzehrt mir die Offenheit, — ein graufamer Stümper ist. Biele bilden sich ein, wie mit dem Amte der Verstand, so komme mit der Würde eines Vaters auch die väterliche Weisheit. Nichts ist falscher, als diese Illusion. Wen die Natur nicht mit der außerordentlichen Gabe bedacht hat, sich in die Seele des Kindes vertieft zu können, wer nicht mit dem scharfen Blisse des Menschenkenners eine unerschütterliche Festigkeit des Willens und eine engelhafte Geduld und Nachsicht verbindet, der wird wohl dem Namen, nicht aber dem Geiste und der That nach seinen Kindern ein wahrer Vater sein. Meinem Sohne Rudolf sind aber diese Gaben und Tugenden nicht verliehen, wenigstens nicht in ihrer harmonischen Vereinigung, und wer weiß, was meinem Enkel Johannes Erich bezeichnet sein würde, wenn er auf seines Vaters Erziehungs-Methode angewiesen wäre!

Schon bei der Namensgebung zeigte sich die ganze sorglose Unbedachtheit eines Mannes, der sich der Verantwortlichkeit seiner Stellung nicht bewußt ist. Weil man ihn selbst Rudolf genannt hatte und sein eigener Vater auch den gleichen Namen führte, sollte sein Sohn auch so heißen. Es bedurfte eines ungewöhnlichen Aufwandes von Veredeltheit, ja des Ausgebotes meiner väterlichen Autorität, um ihn von diesem törichten Gedanken abzubringen. Sind wir denn ein Dynasten-Haus, daß wir unsere männlichen Familien-Mitglieder ausnahmslos mit dem Namen des Ahnen bezeichnen sollen? Gewiß, die Geschichte weist Heinrich und Friedrich mit den höchsten Ziffern auf, aber berechtigt diese Ercheinung uns, die Angehörigen eines bürgerlichen Geschlechtes, die Welt mit einer Reihe fortlaufend numerirter Rudolfe zu beglücken? Nur Ausmaßung oder Gedankenlosigkeit könnten einen solchen Plan

erzeugen. Gesetzt, es gelänge meinem Sohne, — von mir kann dabei nicht die Rede sein, — seinem Namen eine über die Gegenwart hinausreichende Bedeutung zu verschaffen, ihn berühmt, ja unsterblich zu machen; und fernher angenommen, daß Schickhardt habe ein Gleichtes mit meinem Enkel beabsichtigt, würde nicht eine umläufige und beiden nachtheilige Verwirrung in den Köpfen der Spätgeborenen entstehen, würde man sich nicht in fortwährenden Zweifeln bewegen, welchem der beiden Rudolfe diese oder jene wissenschaftliche That zuzuschreiben sei? Mancher wird dies nicht für ein so schweres Unheil betrachten, aber ich für meine Person liebe es, über alle Dinge, auch für zutünchige Zeiten, Klarheit zu verbreiten.

Indessen, wenn ich auch das Vorgehen meines Sohnes in diesem Punkte allenfalls mit dem Ungewöhnlichen der Situation entschuldigen wollte, so traten doch seine erzieherischen Fehler und Schwächen mit jedem Tage, den mein Enkel Johannes Erich älter wurde, erichredender hervor. Ich bin nie ein Feind strenger, körperlicher Rucht gewesen und habe dies bei meinem eigenen Sohne in schweren Kämpfen mit müttelicher Verzärtelung bewiesen, aber ein laun geborenes Kind abhärten zu wollen, halte ich für eine Grausamkeit, ja für einen fast strafbaren Barbarismus. Als unabstehlicher Diener der Wahrheit muß ich meinen Sohn Rudolf einer solchen Handlungswise beziehen. Man beobachte nur, wie dieses kleine, häßliche Wesen erbarmungslos der Sonne und dem Winde ausgesetzt wird, wie man es mit kaltem Wasser traktirt, als wäre es ein Nerven-Leidender, den man hydropathisch kuriren müßte, wie man es Stundenlang sich selbst überläßt, gleichgültig, ob es durch jammervolle Hülfseschreie dem Erstickungs-Tode nahe gebracht wird, — man lehe und höre dies Alles, und man wird mir einräumen: das ist keine Kinder-Erziehung, das ist Tortur, das ist Unmenschlichkeit!

Wo aber, wird Federmann fragen, wo ist die Mutter des armen, schuldlos leidenden Geschöpfs, daß sie nicht schützend vor ihr Kind tritt? Hier ist wieder einmal ein Punkt, an dem die weibliche Schwäche offenbar wird. Es thut mir wehe, ein Wort des Todes gegen eine Frau aussprechen zu müssen, welche die Tugend und die Anmut in Person ist, aber verschweigen darf ich es nicht: als Mutter ist meine Schwieger-tochter von der Vollkommenheit weit entfernt, sehr weit entfernt. Es ist wahr, sie fehlt aus Liebe zu ihrem Gatten, sie gewinnt es nicht über sich, ihm zu widersprechen, selbst da nicht, wo es das Wohl und Wehe ihres eigenen Kindes gilt; allein, rechtfertigt Gattenliebe eine Verleugnung der Mutter-pflichten? Mögen Andere milder darüber urtheilen, ich kann es nicht!

Aber mein Enkel ist nicht ohne Schutz und Beistand. Es gibtemanden, der bereit und im Stande ist, das Leid derzeit zu verhüten und wenigstens in der höchsten Gefahr für ihn einzutreten. Dieser Notthelfer bin ich, sein Großvater.

Ich sehe die Zeit kommen, wo es nötig sein wird, gegen die gefährlichen Grundsätze meines Sohnes mit demjenigen Gewicht aufzutreten, wie es allein dem Familien-Oberhaupt eingeräumt wird. Wenn es sich um Johannes Erich's geistige Erziehung handeln wird, werden erst die Planlosigkeit und Unerfahrenheit des ihm von der Natur zugewiesenen Erziehers in ihrer ganzen Bedeutlichkeit sich enthüllen, und es wird Niemand da sein, sie unschädlich zu machen, — außer mir. Dann erst werde ich mich zu meiner vollen Bedeutung erheben und der Welt beweisen können, daß ich meines neuen Raumes innerhalb der Familien-Hierarchie würdig bin. Dieses Bewußtsein gewährt mir eine ungeahnte Genugthuung. Ich weiß jetzt, daß ich eine große, eine edle Mission zu erfüllen habe, und um dieser Sendung willen steigt aus meinem Herzen der heiße Wunsch auf: der Himmel erhalte meinem Enkel seinen Großvater!

Rudolf verboten.

Von Büchern, vom Lesen und von Leihbibliotheken.

Von Paul von Szczepański.

Ju keinem Lande werden so viel Bücher gedruckt, wie in Deutschland, nirgends wird so viel gelesen, wie bei uns, — und nirgends werden verhältnismäßig weniger Bücher gekauft, als in dem Lande der Denter und Dichter! Das ist offenbar ein Mißverhältniß, aber nur scheinbar ein Widerspruch: Wir Deutschen fühlen alle häufig das Bedürfnis, ein Buch zu lesen, aber nur Wenige von uns haben den Wunsch, Bücher zu besitzen. So kommt es, daß eine Hausbibliothek in Deutschland zu den Seltenheiten gehört, und daß sich der Bücherbesitz weitauß der meisten Familien auf das beschränkt, was der Zufall in Gestalt von Weihnachts-, Geburtstags-Geschenken und gewonnenen Spielchen den Familien-Mitgliedern wahllos beschert hat. Dafür aber sind wir der Ansicht, daß der Bücherdach jedes guten Freundes und jedes entfernten Bekannten auch uns zugänglich sein müsse, und die Abonnements-Kuitung der Leihbibliothek gibt in weiten Kreisen die Berechtigung, sich zu den Gebildeten zählen zu dürfen.

Naturgemäß ist das Leihen von Büchern aus Privatbeständen sehr viel angenehmer, als die Benutzung der Leihbibliotheken. Es kostet nichts, als einen Danf, der zudem ebenso gut vergessen werden kann, wie die Wiedergabe des Buches; man ist nicht beschränkt in dem Termin der Rückgabe, und es kann keinem anständigen Menschen einfallen wollen, den Vorger für Beschädigungen seines Buches regelhaftlich anzusehen. Wer sich frei von allen Strüppeln gemacht hat, ist sogar in der angenehmen Lage, die geborgten Bücher an seine Freunde weiter zu verborgen, — er verpflichtet sich sechs Andere durch das eine Buch, durch dessen Entleihung er selbst sich nur einem verpflichtet hat. Ungefährlich, unliebenswürdig, geizig nennen wir Denjenigen, der sich weigert, ein ihm gehöriges Buch zu verborgen. Wer uns das Verlangt giebt, sich aber gleichzeitig, vorsichtig unseres Namens neben dem des Buches und dem Datum des Tages notirt, den schelten wir einen Bedanten; wer uns an die Rückgabe eines Buches erinnert, wird mit einem geheimen Gruss von uns beehrt, und wer seine Bestimmung nicht unter einem verblümlichen Lächeln verbergen kann, wenn wir ihm das Buch sehr viel zerlesener wiedergeben, als wir es erhielten, ist ein Mensch ohne Lebensart. So wunderbar verzerrt sind unsere Begriffe über das Eigenthum, wo es sich um ein Buch handelt.

Die Freude an dem Besitz, ein Hauptträger aller Cultur und Bildung, ist den Büchern, den Haupt-Bildungsmitteln, gegenüber den Meisten von uns verloren gegangen; so sehr

verloren gegangen, daß wir die Freude an diesem Besitz auch den Wenigen, die sie noch empfinden, nicht mehr respectiren. Das ist zweifellos die Schuld der Leihbibliotheken, die uns gewöhnt haben, ein Buch für wertlos anzusehen mit dem Augenblick, in dem wir es zu Ende gelesen haben.

Gewiß sind nicht alle Klagen berechtigt, welche seit Jahren wieder und immer wieder gegen die Leihbibliotheken laut geworden sind. Besonders Diejenigen, welche den Kampf gegen sie am bestmöglich geführt haben, die Autoren, haben im Allgemeinen wenig Ursache dazu. Eine ganze Anzahl von Schriftstellern würde sogar ihre Existenz gefährdet sehen, wenn ihnen der Boden der Leihbibliotheken unter den Füßen fortgezogen würde, wenn man ihre Werke nicht mehr zugemeldet für zehn Pfennig mieten könnte. Aber die Freude an dem Besitz eines guten Buches ist durch die Leihbibliotheken den Meisten von uns verloren gegangen, und was noch schlimmer ist, damit auch zugleich das scharfe Unterscheidungs-Bermögen zwischen einem guten und einem schlechten Buche. Nicht den Schriftsteller schädigt die Leihbibliothek, sondern den Leser. Ich spreche nicht von der neuerdings vielfach betonten Gefahr, welche in dem raschlos von Hand zu Hand gehenden eines Buches und der dadurch gesteigerten Verbreitung des Kleines ansteckender Krankheiten liegen soll, — die Bacillus-Zurz wird ja heute gewissermaßen als Sport betrieben, und wenn man ihr nachgehen wollte, müßte man eine Holzszelle beziehen. Aber das Geist und Herz schädigende, trütb- und genügsame Lesen ist durch die Leihbibliotheken großgezogen worden. Man liest nicht mehr in einer ruhigen Stunde geistiger Sammlung, man liest in Hast und Überstürzung. Denn der Band kostet zehn Pfennig pro Tag, und in den meisten Fällen hat der Leser Recht, wenn er annimmt, daß die Leihbibliotheks-Ware keinen zweiten Tag und keinen zweiten Großteil wert ist. Man liest die Bücher nicht mehr, — wie ein derbes nassauisches Wort sagt, — man „frischt“ sie. Und natürlich hat man in diesem Überstieg einen kleinen Sinn mehr für psychologische Feinheiten, für den Stil, für den poetischen Gehalt eines Buches; man verlangt nur noch nach überraschenden Geschenken und nach spannenden Con-sichten, nach deren Lösung man das Buch befriedigt bei Seite legt. Es gibt heute wenige Leute, welche dasselbe Buch zweimal und dreimal lesen. Und doch verschafft uns das wiederholte Lesen eines Buches, — eines guten Buches natürlich, — erst den wirklichen Genuss und das wahre Verständniß.

Dass jedem Buch der Leihbibliothek, selbst dem bestgehaltenen, etwas Unästhetisches anhaftet, etwas, dem der gute Ton und der gute Geschmack widerstreben, wird Niemand bestreiten. Jede Dame wird sich auch düten, im Salon etwa ein Buch aus der Leihbibliothek paradiiren zu lassen, wenn sie Besuch empfängt. Aber in ihrer Einsamkeit nimmt sie den abgegriffensten Band ohne Missbehagen zur Hand, und es kümmert sie nicht, wer vor ihr die Blätter gewendet hat, und wer sie noch ihr wenden wird, trotzdem sie die Spuren von Fingern auf allen Seiten findet. Diese Unempfindlichkeit ist unbegreiflich bei einem Volle, das nicht nur wegen seiner geistigen Vor geschrittenheit, sondern auch wegen seines Verbrauchs von Seife das Recht beanspruchen darf, an der Spitze der Cultur zu marchieren. Aber in dem Punkte der Leihbibliotheks-Bücher scheinen unsere Begriffe unausrottbar verwirrt zu sein. Ist es doch sogar eine beliebte Arbeit für junge Damen geworden, Umschläge für solche Bücher aus Sammel und kostbare Stükerei zu fertigen und an Freundinnen zu verschicken. Als ob der Schein-Einband das Buch appetitlicher mache! Und als ob dieselben Damen es nicht mit Recht für eine tödliche Bekleidung ansehen würden, wenn man ihnen nachsagte, daß sie nur soweit Sorgfalt auf ihre Toilette verwenden, als sie allen Augen sichtbar ist.

Rudolf verboten.

Berliner Nachsommer.

Berlin, Ende September.

Noch immer fehlt für den vielgebrauchten Begriff „die Gesellschaft“ die klare und jeden Widerspruch ausschließende Definition. Rechnet man nur Diejenigen dazu, welche zweifellos „zur Gesellschaft“ gehören, so geräth man in Conflict mit Denjenigen, welche sich zweifellos selbst dazu rechnen. Es trifft sich daher gut, daß ich heute nicht nötig habe, den Begriff „die Gesellschaft“ zu definiren. Denn im Nachsommer ist Berlin noch ohne „Gesellschaft“. Der Nachsommer hat bekanntlich den hellsten Sonnenchein, den blauesten Himmel und die klarste Luft, und das Septemberwetter ist sehr viel zuverlässiger als das des vielgärtnerischen und vielbesuchten Frühlings und Sommers. Nirgends aber hat man weniger von schönem und zuverlässigem Wetter als in einer großen Stadt. Jeder also, der den Begriff „die Gesellschaft“ dahin definiert, daß Alles dazu gehört, was mehr genügt als arbeitet, — welche Definition übrigens keineswegs ganz unwidersprochen bleiben kann, — wird nicht überrascht sein, daß die Berliner Gesellschaft augenblicklich noch überall zu finden ist, nur nicht in Berlin, — auf dem Lande, in den Bädern, im Eisenbahn-Coupe, in den Mandoren infosofern, als der Garde-Offizier einen sehr charakteristischen Theil der Berliner Gesellschaft ausmacht, trotzdem auch bei ihm die Parole in erster Linie „arbeiten“ und erst in zweiter „genießen“ lautet.

In Berlin also herrscht jezt nicht die Gesellschaft, sondern der Fremde, der Provinzler, der die letzten Tage seiner Sommerreise dazu benutzt, um den Eindruck einer Weltstadt auf sich wirken zu lassen. Er füllt die Hotels, er durchstreift die Sammlungen, er bewundert die Sehenswürdigkeiten, er besucht die Theater, er bestaunt die Kunst-Ausstellung, er fährt in einer Drosche erster Klasse durch den Thiergarten. Diese Fahrt befriedigt ihn wahrscheinlich am wenigsten, selbst in diesem Jahre, in dem Sonnengluth und Staub die Blätter nicht schon Anfang Juli gelb gefärbt haben, und der Rasen noch heute so frisch aussieht, wie nur gut gepflegter englischer Rasen zu irgendeiner Jahreszeit aussehen kann. Aber grüner Rasen und grüne Bäume imponieren keinem Fremden, und die einstmalen Spaziergänger, welche die schönste Promenade der Weltstadt nur noch einstehen lassen, ebenso wenig. Er hat von glänzenden Equipagen, von Reitern auf Vollblutpferden, von einem Durcheinanderwogen eleganter Spaziergänger geträumt und sieht sich enttäuscht. Etwaslich genug, — das, was er zu sehen erwartet hat, gehört entweder oder rechnet sich selbst zur Gesellschaft, und die Berliner Gesellschaft ist überall, nur noch nicht in Berlin zu finden.

(Fortsetzung auf Seite 438.)



Kinder in Wöthen. Von Frau W. Schmit. — Siehe Seite 438.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geschützt sind.

ENTW. PROF. C. QUATT.

Hanauer Schmuck-Gegenstände. — Will man eines Volkes Geschmack beurtheilen, seine Höhe oder Tiefe, so hat man nicht in erster Linie nach den Prunkstücken, welche Kunst und Industrie herstellen, zu sehen, sondern diejenigen Erzeugnisse auf ihren ästhetischen Werth zu prüfen, welche die große Menge des Volkes faßt, an denen der wohlhabende Mittelstand Freude und Gefallen findet. Die Schlosser und Paläste der Großen dieser Welt, das Silbergeschirr eines Fürsten, der Luxusflügel eines amerikanischen Adelus, das sind die höchsten Leistungen einer entwickelten Kunst-Industrie; aber beurtheilen, wie das Volk lebt und webt, was es schätzt, und wie es sein Dasein zu gestalten, zu verschönern sucht, das wird und kann man nur lernen an dem städtischen Wohnhaus und dem Landstiz, dem Tafelgeschirr und der Wohnungseinrichtung des Bürgers. Hier nach wird man die Ab- oder Zunahme des Wohlstandes, des Geschmackes, überhaupt der Cultur zu messen haben.

Den Fortschritt auf dem ganzen, weiten Gebiete der Industrie oder einzelner Zweige derselben zu übersehen, vermag man am besten auf Ausstellungen, namentlich auf Sonder-Ausstellungen. Hier treten oft überraschende Erscheinungen zu Tage: eine solche brachte u. A. die Metall-Ausstellung in Nürnberg im Jahre 1885 auf dem Gebiete des Frauen-Schmucks. Langst zwar konnte man beobachten, daß die edlen Steine sich in neuerer Zeit wieder besonderer Beliebtheit erfreuten, daß die Brillanten, Dank dem Sinken ihres Werthes und der Erfindung der Simili eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden und daß die künstlerische Arbeit an Schmuck wieder zu Ehren kam, aber Schmuckstücke dieser Art waren und sind ja doch nur erreichbar und erschwinglich für wenige Bewohner. Überraschend dagegen war die Menge wirklich geschmackvoller Arbeiten, die sich hinsichtlich ihres Preises in Grenzen hielten, welche auch den minder Bemittelten den Anfang gestatteten: der Schmuck für den Bürgerstand. Namentlich waren es die Werkstätten zweier Städte, welche sich hierin auszeichneten: Pforzheim und Hanau.

Hanau ist ein alter Sitz der Goldschmiedekunst; seit Menschenaltern gehen von hier aus nicht bloß in unser Vaterland, sondern auch weit über Deutschland's Grenzen hinaus Massen von Schmuckwaren. Ja, Hanau besitzt, — nur wenige Städte der Welt können sich dessen rühmen, — eine Diamantschleiferei. Noch vor dreißig Jahren war ein Hauptausfuhr-Artikel die geprägte Schmuckware, häufig mit einer schwarzen Onyxplatte, in deren Mitte eine kleine Perle oder ein noch kleinerer Diamant saß; heute sind an Stelle dieser Ware künstlerische Arbeiten, unter vielfacher Verwendung edler Steine, getreten.

Wir geben in Abbildung eine Anzahl Schmuck-Gegenstände, welche in letzterer Stadt unter Anteilnahme des „Vereins zur Förderung des Hanauer Kunstgewerbes“ entstanden sind.

Die Mehrzahl der Schmuckstücke zeigt den Diamant in mannigfacher Verwendung. Wir verlangen vom Schmuck vor Allem, daß er thut, was sein Name sagt: daß er schmückt; eine fingerdicke goldene Kette um den Hals einer Frau schmückt nicht, sondern belastet; und wie der gute Geschmack uns von solchen Ketten-Ungeschüm untermäßigt bestreit hat, so wird er vielleicht auch noch mit der Zeit die Brillanten von ungeheurer Größe verdrängen, mit denen sich heute noch Damen „schmücken“; das ist brutal und geschmacklos, wenn es auch vielleicht manchen Kreisen imponirt. Der Diamant ist, man möchte sagen, ein „geselliger“ Stein: erst mit andern seines Geschlechtes

oder als Umrahmung eines vornehmen Verwandten gelangt er zur Wirkung; er wirkt durch die sich brechenden Strahlen, muß in diesem Sinne zum Geschmeide verarbeitet resp. geordnet werden, und je reicher und mannigfaltiger diese Strahlendurchdringung ist, je geschickter sie bei der Composition des Schmuckes beachtet ist, um so reicher diese Wirkung. Weniglich verlangt der Diamant bester Gattung, der sorglose, weiße Brillant, eine Fassung von Silber oder Platin, wodurch seine Wirkung erhöht wird, während eine Goldfassung ihm einen Stich in's Gelbe verleiht, ihn im Werth also vermindert. Dabei gewinnen die Steine wenn sie nicht zu dicht gesetzt werden; leicht gesetzt

unserer Colliers alle Bedingungen eines mustergültigen Stückes: ein handartiges Glied aus Rosen und Perlen gebildet, an welchem abwechselnd längere und kürzere Glieder aus Perlen, Brillanten und Rosen herabhängen, die vordere Mitte durch drei größere Hänge betont. Die gleichen Motive dienten zu Gestaltung der sehr zierlichen Brosche.

Den Bülkern des klassischen Alterthums war die Verwendung der Edelsteine zu Schmuck fast unbekannt; sie fertigten ihre Halsgeimeide aus Gold, meist mit Filigran; ein beweglicher, leiterartiger Reif mit daranhängenden Perlen-Birnen oder eichsförmigen Gliedern, die sich bei Verwendung meist strahlensfähig um den Hals legen. Man erkennt, daß hier schon die Forderungen erfüllt sind, die wir an den Halsschmuck stellen; ihnen genügt auch die zierliche Kette mit Goldperlen, welche unsere Abbildung zeigt.

Es ist das Schicksal aller Arbeiten der Edelschmiedekunst, sowohl der Schmuckarbeiten als des Silbergeschirrs, daß es nur wenige Generationen überdauert: die Notz der Zeit oder der Einzelnen, Verstand und Mode sind ihre Feinde. Der Werth des Materials pflegt dann schwerer zu wiegen als der der Kunst, obwohl jener meist nicht entfernt an diesen heranreicht: die Arbeit wandert in den Schmelzriegel. Was wir heute an altem Silbergeräh und Schmuck besitzen, ist doch nur ein verschwindender Bruchteil von dem, was frühere Zeiten geschaffen, kommt vielleicht kaum dagegen in Betracht. Darum ist es heute wohl möglich, uns in großen Bügen von der Geschichte des Schmucks ein Bild zu entwerfen, aber uns eine umfassende Vorstellung von dem zu machen, was Alles auf diesem Gebiete geleistet ist, vermögen wir nicht. Wohl ist mancher launige und witzige Einfalls erhalten, den ein Künstler in Gold, Email, Steinen und Perlen festhielt; sie beweisen nur, daß auch frühere Zeiten dem Schmuck Formen verliehen, die sich nicht dem starren Schema der heutigen Kestheter fügen. Genau so ist es heute; ich kann mich nicht entschließen, mit einzustimmen in das Verdammungsurtheil gegen alle die zierlichen, amüsanten, oft geistreich komponirten Schmuckstücke, die ihre Motive im Wasser- und Ruder-, Rad- und, Gott weiß, welchem andern Sport suchen. Weshalb soll denn eine Malerin nicht eine kleine goldene Palette, auf welcher die Farben durch bunte Edelsteine gebildet werden, tragen, oder eine Freundin des edlen Pferde-Sports nicht eine Brosche in Form eines Hufeisens mit Brillanten? Ein glückbringendes Kleebatt im einem Halbmond, wie unsere Abbildung zeigt, eine edle Perle, von einer Vogelstralle gefaßt, als Radel dürfen, gut und geschickt ausgeführt, sehr wohl auf Liebhaber und Käufer rechnen. Das sind solche Schmuckstücke, welche durch die Mode wieder verdrängt werden; man freut sich an ihnen eine Zeit

lang, und dann — wirft man sie nicht weg, sondern läßt die Steine und Perlen umfassen. So geht auf diesem Gebiete unter unseren Augen eine Fülle menschlicher Arbeit und Phantasie zu Grunde, ihre Zerstörung bringt neue Arbeit und hilft neuen Ideen zur Ausgestaltung. Und wie es seit Jahrhunderten war und heute ist, so wird es auch ständig sein: die Werke der Edelschmiede überdauern oft kaum ihren Meister, zumal in unserer kurzlebigen, neuerungs-süchtigen Zeit.

Arthur Pabst.



Erzeugnisse der Hanauer Schmuck-Industrie.

Armband in Gold, mit Perlen, Brillanten und Rosen (kleinen Diamanten) in Silberfassung. Collier in Gold, mit Perlen und Rosen in Silberfassung. Brosche in Gold, mit Brillanten und Perlen. Brosche in Gold, mit Engelskopf und Steinen. Brosche in Gold, mit echten Farbstenen. Ring in glattem Gold, mit eingesetztem Brillant, Rubin und Saphir. Herren-Nadel in Gold, mit echten Farbstenen. Herren-Nadel in Gold, Klause mit einer Koralle. Reisefette für Damen in Gold und Platin, mit Medaillon.

mit etwas Zwischenraum, ein fester Kern und daran hängende bewegliche Theile, das ist weitans die wirkungsrreichste Art, den Diamant zu verwenden. Dieser Art sind die meisten der oben abgebildeten Schmuckstücke; vielfach ist dabei mit dem Diamant die Perle verbunden: sie bildet dabei meist den festen Mittelpunkt, um und an den sich die Diamanten anseppen. Der weiche, ruhige, vornehme Glanz dieses edlen Naturgebildes im Gegensatz zu und im Verein mit dem Feuer des Diamanten ist von höchster Schönheit. Sehr geschickt ist bei den Collliers diese Verbindung von Diamant und Perlen durchgeführt. An sich verlangt der Halsschmuck, daß er lose auf Hals und Brust liege, er darf nicht fest und straff den Hals umspannen. Diese Forderung führt von selbst dazu, ihn möglichst beweglich zu gestalten; so erfüllt namentlich das eine

(Fortsetzung von Seite 435.)

Auch die Kunst-Ausstellung dieses Jahres hat bei vielen eine Enttäuschung wachgerufen, bei den Fremden allerdings wohl weniger als bei den Berlinern selbst. Aber auch an dieser Enttäuschung ist weniger die Kunst-Ausstellung schuld, als die übertrieben hochgepampfte Erwartung. Die Erinnerung an das auf der vorjährigen Jubiläums-Ausstellung Gebohrne wirkt niederdrückend auf das gegenwärtige Vorhandene. Und doch hätte sich jeder vorher sagen müssen, daß ein solcher Vergleich zu einem zwar menschlichen, aber nicht gerechten Urteil führen würde. Auf der vorjährigen Jubiläums-Ausstellung war die Summe deutscher moderner Kunst zu einem bewundernswerten Resultat vereinigt, und das Publicum nahm das Gebotene in Festesstimmung entgegen. Die diesjährige Ausstellung weist neben einzelnen Meisterwerken viel Mittelgut und nicht wenige Sonderbarkeiten auf, und das Publicum kommt kritischer gefümmt als es früher gewesen. Daher das abprechende Urteil im Allgemeinen, die schlecht verholtene Enttäuschung. Wer den Grundsatz befolgt, sich an wirklich Gutem zu erfreuen und Mittelmäßiges unbeachtet zu lassen, wird auch in diesem Jahre die Ausstellung mit Genuss durchwandern. Mit lebhafter Befriedigung werden unsere Leser auch ein Bild Franz Starck's wiederfinden, das die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ nach der Skizze des Künstlers im Holzschnitt veröffentlichte. Der „Aufbruch zur Arbeit“ früher „Pere Jean Baptiste“ genannt, beweist auf's Tressendste, wie wohl sich realistische Darstellungsweise und poetische Ausführung mit einander vereinigen lassen. Die grundlose Enttäuschung des Publicums ist auch Ursache, daß der übliche Protest der Jurymitgliedern gegen das Urtheil der Jury in diesem Jahre ein lebhafteres Echo in der Öffentlichkeit gefunden hat als in früheren. Dazwischen dauernd ein „Salon der Jurymitglieder“ nach Pariser Muster auch in Berlin einzürgern könnte, möchte ich trogdem bezweifeln. Der Erfolg, den die Energiestheorie der Jurymitglieder, Frau Schmidt von Preuschen, mit der Separat-Ausstellung ihres „mors imperator“ errungen, ist wenigstens nicht sehr ermutigend gewesen. In materiellem Sinne mag er die Ausstellerin vielleicht befriedigt haben, da Neugierde und Sensation ja immer ein Lockmittel für das große Publicum sind, in künstlerischer Beziehung behielt die Jury Recht.

Die Theater haben mit dem Monat September ihre Pforten wieder geöffnet. Manche Directoren werden bedauern, überhaupt geschlossen zu haben, denn der größte Theil des Sommers war dem Theaterbesuch so günstig, wie nur möglich. Auch hier bilden die Fremden den Haupttheil der Besucher. Daher ist es erklärlich, daß die Directoren ihre Haupttrümpe noch nicht ausgespielt, sondern diejenigen Stücke in das Bordertreffen geschildert haben, von deren Kurzlebigkeit sie von vornherein überzeugt waren. Eine Ausnahme macht das Deutsche Theater, das seine Saison mit einer Aufführung des „Tour“ eröffnete, die an Inszenierung eher zu viel gab, als zu wünschen übrig ließ. Die klassischen Dramen als Ausstattungsstücke zu geben, ist ja ein wenig zur Modefache geworden. Wenn diese Mode dazu beiträgt, den Geschmack des Publicums von der leichten Tages-Production wieder abzuwenden, so hat sie immerhin ihr Gutes.

O. v. D.

Verchiedenes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Plauderei. Von F. Vinea. Siehe das Bild, Seite 433. — Der weiße Seidenhund Tissi hat Ursache, sich zu wundern. Schon vor zehn Minuten sah er den Vetter seiner Herrin mit Hut und Stock sich rüsten, er trippelte an die Thür, um ihn auf dem Spaziergange durch den Park zu begleiten. Aber der Cavalier konnte sich augenscheinlich nicht von der jungen Dame trennen. Tissi trippelte von der Thür zurück und lädt ein kurzes Bellen und ein leises Winneln hören, — das Paar achtet nicht auf ihn. Sie schaut lächelnd auf ihre Arbeit, und er schaut lächelnd zu ihr herunter. Er bewundert das Spiel der schlanken Finger, die einig den Faden durch das zarte Gewebe gleiten lassen, und Alles, was er ihr zu sagen hat, ist nur ein Vorwand, um sich an diesem Zuschauen noch länger erfreuen zu dürfen. Sie vermeidet es, ihn anzusehen, aber auch sie freut sich seiner Gegenwart. Und vielleicht, wenn sie die Schau überwindet und die Augen voll zu ihm aufschlägt, wird er den Mut finden, ihr die Frage vorzulegen, an deren Beantwortung das Glück seines Lebens hängt. Tissi aber ist dann in doppelter Gefahr; er wird um seinen Spaziergang kommen, und er wird nicht mehr der einzige verwöhnte Liebling seiner Herrin sein. Er ist ein kluger Hund, der die Gefahr wohl begreift, und märchenhaft genug schaut er daher drein. Für die Liebe zweier Menschenkinder ist ihm noch kein Verständniß aufgegangen, und mit derselben Beringstähnung wie Scheffel's Ritter Hiddigegei wird er sich wahrscheinlich im nächsten Augenblick fragen: „Warum lüssen sich die Menschen?“

Reineke in Nöthen. Von Hans W. Schmidt. Siehe das Bild, Seite 436. — Mit allen Mitteln sucht der waidgerechte Jäger den schlauen Reineke Fuchs zu vertilgen. Er wirft ihm vergiftete Brocken in den Weg, legt ihm Fallen und Schlingen, gräbt ihn aus seinem Bau und brennt ihm eine Ladung auf den Pelz, wo und wann er ihn findet. Auf eine Schonzeit darf der verschlagene und gierige Räuber, der selbst nichts verschont, keinen Anspruch machen. Von allen Nachstellungen, denen sich Reineke zu entziehen hat, fürchtet er die Parforce-Jagd vielleicht am wenigsten, denn sie erfordert einen Aufwand an Mitteln, der zu dem beabsichtigten Zwecke in keinem Verhältniß steht. Das Heben des Fuchses blüht daher auch nur noch in England, dem Heimatlande alles Sports, in ganz Deutschland wird nur eine einzige Jagdherrschaft, von der königlichen Reithalle in Hannover, gehalten. Nachdem der Bauverlobter in nächtiger Stunde, während Reineke seine unterirdische Wohnung verlassen hat und sich auf seinen Raubzügen unheirtreibt, alle Fuchshöhlen durch Reisigbündel unzugänglich gemacht hat, versammeln sich die Jäger am frühen Vormittage auf dem Jagd-Rendezvous. Vauter fühne und fischere Reiter, die auf ausdauernden Jagdpferden dem von der Meute verfolgten Fuchs über Hessen und Zämme, Gräben und Bäche zu folgen gewillt sind. Reineke weiß, was ihm bevorsteht, sobald er die Hunde hinter sich Vant geben hört, und in schneller Flucht wendet er sich am liebsten auf das Terrain, wohin ihm Hunde

XIV. Jahrg., Nr. 57.

und Pferde am schwierigsten folgen können, während er selbst überall eine Lücke zum Durchschlüpfen findet. Auch in Todesängsten ist er um keine List verlegen. Mit plötzlichen Seiten-sprüngen sucht er die Hunde von seiner Fährte abzubringen, er drückt sich auch wohl hinter einen Baum und läßt die Meute über sich hinwegjagen, um dann gemüthlich in den bergenden Wald zurück zu schleichen. Da heißt es Acht geben für Reiter und Hunde. Sobald aber die Hunde den Fuchs gefaßt haben, ist sein Schicksal besiegelt, er wird von der Meute unbarmherzig in Stüde zerissen. Die Reiter, welche der Jagd auf der ganzen Strecke gefolgt sind, sind mit Recht stolz darauf, denn Unfälle der schwersten Art sind nichts Seltenes bei diesem Jagdvergnügen. Die Amazonie, die an einer Fuchsjagd teilnimmt, wird natürlich als die Königin des Tages gefeiert. Ob diese Ehre mit dem von ihr unternommenen Wagniß nicht zu thener erkannt ist, mag sie selbst entscheiden.

Aus der Frauenwelt.

München. — Frau Director Marie Therese Schiffmann, welche den Leserinnen der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ schon seit Jahren durch ihre wunderlichen, in der technischen Rümer zur Darstellung gebrachten Arbeiten bekannt ist, — wir erinnern nur an die viel bewunderte, vom germanischen Museum dem deutschen Kronprinzen und seiner Gemahlin zur silbernen Hochzeit dargebrachten Einbanddecke, — eröffnet im September d. J. ein Kunststickerie-Atelier, das in erster Linie den Zweck verfolgt, den Damen besserer Stände Gelegenheit zur Erlernung sittlicher Handarbeiten zu bieten. Der Unterricht umfaßt alle Arten der Stickerei, des Spitzen-Rähens und -Klöpplings, ferner Filet-Spitze, sämtliche Knüpfs- und Durchbruch-, sowie Kreuz-, Lebendknitt- und Filigran-Arbeiten. Als eine der ersten Schülerinnen des Ateliers ist die Prinzessin Amalia von Bayern zu nennen, von welcher seinerzeit einige schöne Arbeiten im Münchener Kunstverein ausgestellt waren.

Wien. — Aus den Wildnissen Süd-Afrika's ist der fühne Afrikareisende Dr. Holub mit seiner trefflichen Gemahlin, Frau Rosa Sucher, nach vierjähriger Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrt. Die gefahrvolle Expedition hatte mit ungänglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber überall zeigte sich Frau Holub als der Schuhengel des gewagten Unternehmens. Herr und Frau Holub sind mit ihren Begleitern von Kapstadt aus 316 Meilen nach Norden vorgedrungen, immer durch unbelastetes Land, quer durch Stämme, welche noch keinen weißen Mann und noch weniger eine weiße Frau erblickt hatten. Vor dieser hatten die wilden und habhaftigen Naturmenschen den größten Respect; niemals trat man ihr zu nahe, sie führte stets die Unterhandlungen mit den Häuptlingen unbewaffnet, während ihr Mann und seine Leute im Anschlage lagen, um sie bei einem etwaigen Angriffe zu schützen, und oft waren ihre Bemühungen von den schönsten Erfolgen getröst. Einmal wollte man sie sogar zur Königin wählen, und nur mit Mühe konnte sie sich den stürmischen Ondigungen der begeisterten Schwarzen entziehen.



Englische Reit- und Jagdmoden. — Siehe Seite 439.

Prag. — Wie ein Roman flingt die Geschichte der ersten Ehe der fürzlich hervorbliebenen im 61. Lebensjahr verstorbenen Gräfin Antonie Waldstein. Die Heimgegangene war die Tochter eines auf der Waldstein'schen Herrschaft Dux bei Teplitz bedientest gewesenen Oberförsters Namens Banda. Der Majoratsbesitz der Herrschaft Graf Georg Waldstein, lernte das schöne Mädchen kennen und lieben und heirathete es nach dem Tode seines Vaters. Das Glück des jungen Paares dauerte aber nicht lange, denn schon nach wenigen Jahren starb der Graf. Die Stellung der Witwe, der Tochter eines ehemaligen herrschaftlichen Dieners, war den hochadeligen Verwandten gegenüber anfangs eine sehr schwierige, doch wußte sie sich mit Geschick und Tact zu behaupten. Dieser Ehe entsprossen zwei Söhne und eine Tochter. Nach vierzehnjähriger Witwerschaft heirathete die noch immer schöne Frau wieder einen Waldstein, den um fünf Jahre jüngeren Major Grafen Albrecht, mit dem sie zwanzig Jahre lang in glücklicher Ehe lebte.

Tokio. — In Japan macht sich gegenwärtig eine mächtige Bewegung bemerkbar, die eine gänzliche Umwandlung des sozialen Lebens des Volkes nach allen Seiten hin zur Folge haben wird. Es handelt sich hierbei um die eminent wichtige Frage, wie die Stellung der japanischen Frau in Haus und Familie verbessert werden könnte. Ein hervorragendes Verdienst um diese neue Bewegung hat sich eine deutsche Dame erworben, die Frau Gräfin Aofi, welche, aus altem pommerschen Adel stammend, ihrem Gemahle, dem ehemaligen langjährigen Gesandten am Berliner Hofe, in dessen Heimat folgte und derselbst nicht allein in ihrem Palais den höheren Kreisen Japan's das Muster eines echten deutschen Hauses gab, sondern auch mit allen Kräften die Bewegung anregte und förderte. In dem aufstrebenden Inselreiche Asiens galt die Frau bisher für ein dem Manne unebenbürtiges, tief unter ihm stehendes Wesen und wurde auch als solches behandelt. Nun bricht sich aber immer mehr die Überzeugung Bahn, daß in einem Culturstaat der Frau nicht die entwürdigende Stellung einer Dienstbotin, sondern diejenige der Hausherrin gebührt, und man geht mit allem Ernst daran, sie durch Erziehung und Ausbildung in den Stand zu setzen, ihren Pflichten als Gefährtin des Mannes, als Mutter der Kinder in rechter Weise nachzukommen. Zunächst wurden Versammlungen mehr äußerlicher Natur vorgenommen, bei denen die Abschaffung der japanischen Frauenkleidung eine große Rolle spielt. Die japanischen Damen treten jetzt mehr und mehr in Verbindung mit den dort lebenden Europäerinnen, von denen sie sich früher ganz zurück hielten, und erscheinen in Gesellschaften wie auf Bällen. Damit hängt natürlich zusammen, daß auch die Wohnungen nach und nach in europäischem Stile eingerichtet werden. Auch mit der Gründung von Vereinen hat man bereits den Anfang gemacht. So besteht in Tokio ein japanisch-deutscher Frauen-Verein, der unter dem Vorsteher der Frau des Vice-Kriegsministers Kajura steht und sich aus den Frauen hochstehender japanischer Regierung-Beamten, sowie einigen deutschen Damen zusammensetzt. Die Zusammensetzung derselben sind theils der Unterhaltung, theils der Belehrung gewidmet, insoffern gesellige Unterhaltungen mit Vorträgen und Verteilungen über Gegenstände, welche Frauen interessieren, abwechseln. Aber die wichtigsten Maßregeln sind diejenigen, welche sich auf den Unterricht und die Erziehung der Frauen beziehen. Man schenkt den Volksschulen die größte Aufmerksamkeit, gründet allenthalben Kindergärten nach deutschem Muster und errichtet an vielen Orten Lehrerinnen-Seminare. Sodann gibt es in Tokio, sowie in anderen großen Städten des Landes bereits eine ganze Anzahl von höheren Töchter-Schulen, in denen auch der fremdsprachliche Unterricht eingehende Berücksichtigung findet. Neuerdings ist es in den vornehmern Kreisen Sitte geworden, die Töchter zur weiteren Ausbildung nach Deutschland zu schicken.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Eine der reizendsten Schöpfungen der Mode für junge Mädchen ist der runde Hut mit hellgrünem Sammet-Kopf und dunkelgrün schimmerndem Plüschi als Futter der Krempe. Die graziente Garnitur besteht aus Sammetblättern von verschiedenem Grün, deren Rückseite in allen braunen und rothen Farben des Herbstlaubes spielt.



halten die Ärmel hinten zusammen, treten unter der Schleife wieder hervor und werden vorn über einem spitzen Sammet-Einsatz in einander geschlungen.

Paris. — Trotz der jeden Herbst auftauchenden Neuerheiten bevorzugt die Pariserin das Straßen-Kostüm aus grobem Wollstoffe von neutraler Farbe. Die einfache Mach-Art

lässt durch eine große Taille-Schleife am Bandeaux aus gleichem Stoffe gehoben werden. Besondere Aufmerksamkeit verdient die eigenthümliche Garnitur des zum Kostüm passenden Hüttchens.

Unter den neuen Fächer-Modellen zeichnet sich das dargestellte durch eigenartiges Arrangement aus. Während die eine Hälfte aus gemalter Seide besteht, ist die andere aus schwarzen, mit Gold gestrichen Spiken-Einsätzen zusammengesetzt. Diese Fächer werden in allen Farben-

Wien. — Neuerdings zeigen die Brief-Gouverts schmale,

lange Monogramme, links vom Schreibenden in der Weise angebracht, daß die Länge derselben die ganze Höhe des Couverts ausfüllt. Bei dem Briefbogen liegt das Monogramm querüber am oberen Rande, sodass seine Länge die ganze Breite des Papiers deckt.

Englische Reit- und Jagdmoden.

Siehe die Abbildung, Seite 438.

Unsere Skizze vergegenwärtigt den Aufbruch zu einer Jagd, an der sich, wie gewöhnlich in England, auch die Damen lebhaft beteiligen. Die Lust an der kräftigen körperlichen Bewegung, an dem Althum der frischen, würzigen Morgenluft, scheint jeden Gedanken an die Toilette zurück zu drängen, sodass ein flüchtiger Beobachter glauben könnte, nur Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit wären für die Tracht der Reiterinnen bestimmt gewesen. Alles darin giebt sich einfach, ungefacht; die herrenmäßige Taille sieht sogar ziemlich locker über den Hüften an, womit die Schönheit augenscheinlich der Zweckmäßigkeit geopfert ist. Und doch, wie sorgfältig sind die einzelnen Amazonen-Kostüme entworfen, welche seine Reitterei spricht namentlich in der streng durchgeführten Einheitlichkeit ihres Charakters aus. Wenn die Dame im Mittelpunkte der Gruppe durch das bis zum Halse geschlossene, braune Tuchkleid, den schmucklosen Hut und die derben Reit-Handschuhe die ernste Solidität vertritt, so bringt die hinter ihr haltende Reiterin im schwarzen Rock und mit rother, am Halse geöffneter Taille, die eine weiße Atlas-Gravatte mit hohem Kragen hervorzuheben läßt, das Fröhlichkeit der Jagdzeit zum Ausdruck. In Bezug auf die Hütte herrscht eine wahre Anarchie. Wir sehen den hohen sowie den niedrigen Cylinder, den weichen Filzhut mit breiter Krempe, der bei schlechtem Wetter vorzüglich Dienste leistet, und endlich den steifen Filzhut mit schmalen, gebogenem Rande. Wagten doch die reitenden Damen, zum Erstaunen der Menge, selbst diesen Sommer auf Rotten Row, der fashionablen Promenade in London, sich mit Matrosenhüten aus weitem Stroh und in leichten, losen Jacken zu zeigen.

In Pütsch-Kostümen ist nichts besonders Neues zu verzeichnen. Das hierzu beliebteste Material ist leichte graue oder braune Wolle, die gebräuchliche Form der einfache Bauernrock mit Jacke und Weste aus gleichem Stoffe oder weitem Plaus. Zur Jagd in den schottischen Mooren kommen hierzu hohe, bis zum Knie reichende Stiefel und weite Beinkleider. Als Kopfbedeckung dient entweder ein weicher Filzhut oder eine Mütze.

Neue Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extrablatt Nr. 14. — Mit vorliegendem Kunstblatt für venezianische Spiken-Stickerei eröffnen wir, im Anschluß an unsere bisher erschienenen Extrablätter, eine Serie von Beilagen, deren zwei in jedem Quartal erscheinen werden. Diese stets nur einer Arbeitsweise gewidmeten Extrablätter werden entweder besonders interessante, den Raum der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ oft überschreitende Vorlagen kunstvoller Handarbeiten bieten, oder den vollständigen Lehrgang einer bestimmten Technik, bei deren Wahl zugleich der augenblicklichen Vorliebe für diesen oder jenen Arbeitszweig Rechnung getragen werden soll. In Aussicht genommen sind zunächst, neben den Musterblättern für

Plattfisch-Stickerei, Spiken-Arbeit mit Bändchen (point lace), Kreuzstich-Stickerei etc., für gründliche Anleitungen, die Weißstickerei, welche hauptsächlich das Buchstabensticken umfaßt, und neue Erfahrungen im Gebiete des Spikenlöppelns und anderer Techniken.

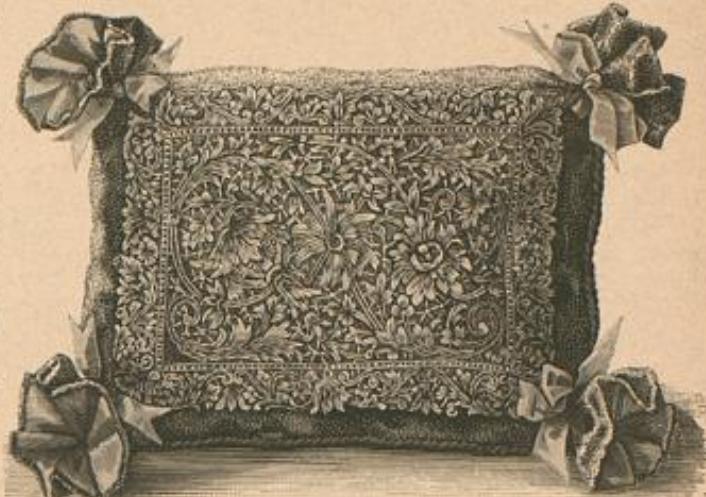
Dem Hinweis im Text auf die vielseitige Verwendbarkeit der als Extrablatt gegebenen Musterblätter folgen wir fügen wir an dieser Stelle noch Darstellungen hinzu von Gegenständen, zu deren Ausführung sie dienen können. Wie vortrefflich sich die fräulein Spiken, Abb. 4, zur Ausstattung von Bettwäsche eignet, wird durch die Kopfrolle zur Anspannung gebracht. Die Stickerei ist auf dem Leinenstoff des an beiden Seiten mit Zug-Vorrichtung versehenen Bezuges selbst ausgeführt.

Unter den neuen Fächer-Modellen zeichnet sich das dargestellte durch eigenartiges Arrangement aus. Während die eine Hälfte aus gemalter Seide besteht, ist die andere aus schwarzen, mit Gold gestrichen Spiken-Einsätzen zusammengesetzt. Diese Fächer werden in allen Farben-

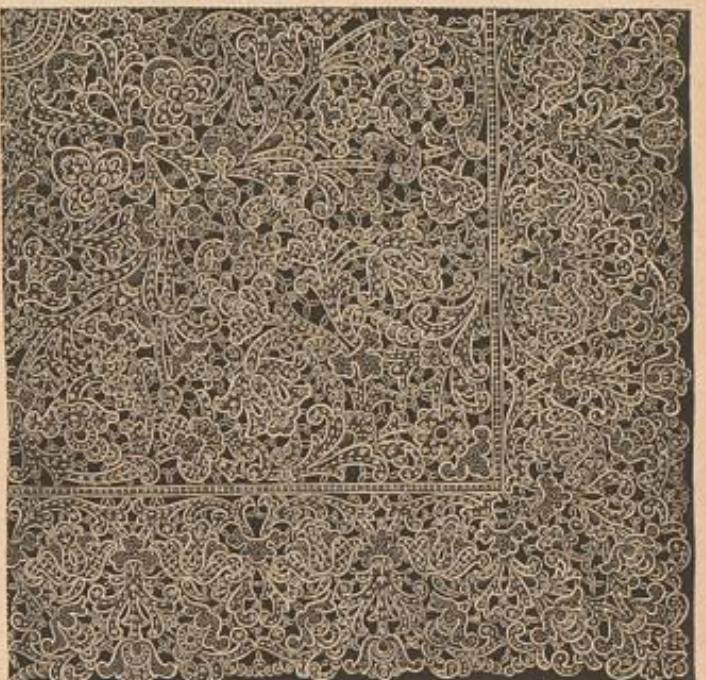
Rückens und Stoff-Combinationen erscheinen. (Bezugquelle: C. Bauerwald, W. Peissigkstr. 20.)

Die breite Spike, Abb. 5, bildet die Begrenzung einer großen Decke, von welcher wir ein Viertel veranschaulichen. Muster wie Ausführung des reichen Fonds stimmen mit der Umfassung überein. Diese hervorragend schöne Arbeit aus dem Hause Nowotny

in Wien, welche auf der im Jahre 1886 stattgefundenen Handarbeits-Ausstellung im österreichischen Museum zu Wien preisgekrönt wurde, ist, durchgehends auf schwerem gelben Atlas mit Gold hergestellt, von prächtigster Wirkung. Wir können leider nicht über den bedeutenden Raum zur Wiedergabe des ganzen Musters verfügen, doch bemerken wir noch, daß durch die hier genannte Be-



in Wien, welche auf der im Jahre 1886 stattgefundenen Handarbeits-Ausstellung im österreichischen Museum zu Wien preisgekrönt wurde, ist, durchgehends auf schwerem gelben Atlas mit Gold hergestellt, von prächtigster Wirkung. Wir können leider nicht über den bedeutenden Raum zur Wiedergabe des ganzen Musters verfügen, doch bemerken wir noch, daß durch die hier genannte Be-



zugssquelle nicht allein die Muster zu erhalten sind, sondern auch die ganze Decke mit gesammeltem Material vorgerichtet, angefangen, wie vollständig ausgeführt. (Bezugssquelle: C. Nowotny, Wien I, Frei-linger Gasse 6.)

Musterblätter für häuslerische Handarbeiten. Nr. 1. — Unter vorstehendem Titel erhalten die Abonnenten der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ fünfzig vierteljährlich zwei farbig ausgeführte Kunstblätter, mit deren Herausgabe wir vielfach ausgeschriebene Musterblätter entgegenkommen und uns den Beifall aller Leserinnen zu erwerben hoffen. Unsere reiche Sammlung hochinteressanter tschechischer Kreuzstich-Stickereien, die farbenprächtigen Smyrna-Arbeiten, wie jede andere Art von Vorlagen aus dem weiten Gebiete kunstvoller Handarbeiten liefern für diese Blätter ein überreiches, vielseitiges Material, dem wir das Geeignete entnehmen werden. An dieser Stelle finden die Leserinnen entweder den erklärenden Text oder den Hinweis auf denselben, falls die Vorlage nur die Ergänzung zu einer in der technischen Nummer dargestellten Arbeit bildet, wie das der heutigen Nummer beigegebene Musterblatt Nr. 1. Dasselbe veranschaulicht ein Feld des Lichtschirms, Abb. 48 der Nummer vom 2. October d. J., in natürlicher Größe und gibt den vollen Reiz der die einfache Malerei und Stickerei häuslerisch verbindenden Arbeit wieder.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Seit Künstler es nicht mehr verschmähen, oft unbedeutende Gegenstände durch ihre Hand zu schmücken, heißt das Kunstgewerbe seinen Eingang auch in die wirtschaftlichen Räume unserer Häuser, und wer heute eine Küche sieht, die modernen Ansprüchen genügt, der findet mit dem Alltäglichen und Zweckmäßigen auch das Schöne vereinigt. Allerdings wird das Kupfer immer seltener, obwohl es sich als Theekessel, Kaffeemaschine und in manch anderer Gestalt siegreichen Eingang in das Speise-Zimmer zu verschaffen wußte und wegen seiner prächtigen Farbe und Zweckmäßigkeit hoch geschätzt wird. Auch wird es, — gut verzinkt, — in allen Hotel-



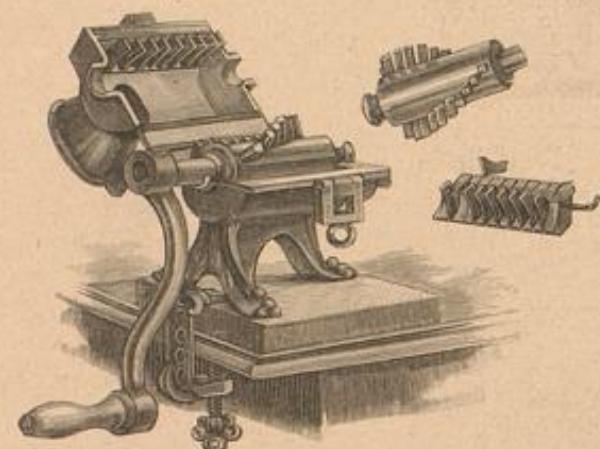
Küchen seinen Platz behaupten. In den Küchen des bürgerlichen Haushaltes würde es aber längst schon von dem innen weiß emaillierten Eisenblech verdrängt, das nun seinerseits wieder antritt, anderen innen und außen blau oder grau emaillierten Geschirren Raum zu geben, die sich beim Gebrauche gut einführen und außerdem nicht durch ein Abspringen der Emaille verderben werden.

Noch ein anderes Metall kommt jetzt immer mehr in Gebrauch, nämlich das Nickel. Allerdings ist sein Preis ein hoher, doch nicht zu hoch, wenn man die Gebiegenheit, Sauberkeit und Unverlustlichkeit des Nickels in Betracht zieht. Da gibt es zunächst aus reinem Nickel hergestellte die verschiedensten Artikel für die Tafel: Terrinen, Schüsseln, — zum Kochen des Ra-

gouts, für Braten und Ge- müse, — Sau- cieren, und die schönen „Co- ver“ für warme Speisen. Günstig und empfehlens- wert ist auch die kleine vernickelte Menage für Pfeffer und Salz, deren Klapp- deckel, welche das Einstäuben verhüten, sich zu gleicher Zeit automatisch heben, sobald man oben auf den Knopf des Griffes drückt.

Für die Küche aber gibt es „nickelplattierte“ Geschirre, die der regsten Beachtung wert sind. Von dem Bouillontopf, dem Aufkochtopf, der Kaffeebole, bis herab zu dem kleinsten Siebe, dem Küchenlöffel, und namentlich dem beim Einmachen sehr brauchbaren Schaumlöffel, sind alle Kochgeschirre in größter Auswahl und manigfachen Formen vorhanden. Nur achte man beim Kaufe darauf, daß die Gegenstände aus geschweisstem Patent-Nickelblech bestehen. Abgesehen davon, daß es keine der gesundheitsgefährlichen Eigenarten besitzt, die das Kupfer, sobald es nicht tadellos verzinkt ist, wegen Erzeugung von Grünspan gefürchtet machen, und daß stark saure Speisen unbeschadet längere Zeit darin stehen können, gleicht es dem Eisen an Festigkeit und ist feinerlei Abnutzung unterworfen. Außerdem übertrifft die nickelplattierte Geschirre durch ihre schöne Politur auch im äußeren Ansehen jedes andern derartigen Genuß und gereichen der Küche zur größten Zierde.

Werfen wir nun noch einen Blick auf einige der nützlichen Maschinen, welche allmählich in der Küche Eingang gefunden haben. Eine Anzahl derselben wird von vielen Seiten als noth-



wendig angestündigt. Nicht immer mit Recht, denn meist sind diese Preß-, Austern-, Schäl- und Reibemaschinen ziemlich complicirt, und ihre Handhabung oder ihre Reinigung ist dadurch oft so erschwert, daß man gern zu dem allgewohnten Verfahren zurückkehrt. Doch verdient in vielen Fällen die Verbesserung des Systems Berücksichtigung, so bei den fast allgemein eingebürgerten Fleisch- und Kartoffel-Maschinen. Ein früherer Nebelstand, das Feststellen der Messer, ist behoben. Das neueste, innen vernickelte Modell gestattet vermöge einer einfachen Konstruktion eine Lösung derselben und erreicht dadurch eine wesentliche

Bereinigung bei der Reinigung. Das Herausziehen eines Stiftes aus dem Messerbalzen macht die Messer beweglich, sobald sie einzeln gewöhnt werden und doch nicht verloren gehen können. Gleichfalls beachtenswerth ist eine kleine Handpresse aus verzinktem Eisen, mit der man ein sehr feines Purée aus Kartoffeln, Aepfeln u. s. w. herstellen kann, und die sich auch bei Farce-Bereitung verwenden läßt. (Bezugssquelle: Carl Hirsch u. Co., W. Leipziger Straße 2.) E. R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Unter den Blattgewächsen, mit denen wir so gern unsere Zimmer schmücken, nehmen die Palmen eine hervorragende Stelle ein. Insbesondere verdienen einige neue, schöne Einführungen, die sich durch Dauerhaftigkeit, Härte und Genügsamkeit für Zimmer-Cultur vorzüglich eignen, die Beachtung aller Blumenfreunde. So die japanische Frächerpalme, Rhipis flabelliformis, mit handförmig getheilten, glänzenden Wedeln und schlankem, mit dichtem Gewebe überzogenem Stamm. Ferner die in Neu-Holland einheimischen, anmutigen Kentia-Palmen, die sogar schon mit einer Wärme von 8—10 Grad R. im Winter vorlieb nehmen. Endlich die zwar schon bekannte, aber erst neuerdings häufiger gezogene



Bergpalme aus Mexico, Chamaedorea concolor (siehe die Abbildung), ausgezeichnet durch einen dünnen, schlanken Stamm und schöne, fiedertheilige Blätter. Was die Behandlung der Palmen betrifft, so bogießt man dieselben im Winter möglichst wenig und nur mit abgekühltem Wasser. Auch im Sommer darf die Bewässerung nie zu reichlich sein, denn die Erfahrung lehrt, daß viel mehr Palmen durch zu große Feuchtigkeit als durch Trockenheit zu Grunde gehen. Um Häutniss der Wurzel zu vermeiden, muß man das Wasser, welches sich in den Unterläufen ansammelt, bald entfernen. Häufiges Besprühen der Wedel, und zwar beider Seiten, trägt nicht nur zum schönen Aussehen, sondern auch zum freudigen Gediehen der Palmen ungemein viel bei, hindert auch das Umschlagen von Ungeziefer. Sollte sich Letzteres dennoch einstellen, so müssen die Wedel mit einem schwachen Seifenwasser abgewaschen und dann mit klarem Wasser nachgespritzt werden. Im Mai und Juni ist die geeignete Zeit zum Umpflanzen der Palmen, die am besten in einer Mischung von Haide- und Mistbeet-Erde, der man etwas Sand und gestohlene Holzohle zufügt, gedeihen. Da die Wurzeln tief gehen, so sind hohe Töpfe anzurathen, ebenso zum leichten Wasserabzug eine reichliche Unterlage von Scherben und Holzohle.

Von der wunderbar mannigfaltigen Pflanzenfamilie der Dracaenen eignen sich die aus den feuchten Urwäldern der tropischen Länder stammenden Arten, welche selbst in Treibhäusern die sorgsamste Pflege verlangen, zur Zimmer-Cultur leider gar nicht. Weniger Schwierigkeiten bieten dagegen die in der gemäßigten Zone wachsenden Gattungen. Von diesen Erd-Dracaenae sei namentlich der Frauen- oder Venusfuß, Cypridodium insigne (siehe die Abbildung), bei achsamer Behandlung wohl auch C. barbatum zur Pflege im Zimmer bestens empfohlen, um so mehr, als beide Arten im Winter ihre schönen Blüthen erüschien. Ein halb schattiger Fensterplatz und grobe Erde, der etwas Sand, Lehmb, gestohlene Holzohle und zerhaktes Moos beigemischt ist, sagt ihnen



am meisten zu. Während des Wachstums erfordern die Pflanzen reichliche Bewässerung und öfteres Ueberbrausen, in der Ruhezeit dagegen nur geringe Feuchtigkeit. (Bezugssquelle: A. W. Kuntz, W. Petersdorff Str. 118.)

Im Hausgarten gibt es im Monat October viel zu schaffen, denn es gilt, die letzten Schäze, die der Herbst an Obst und Gemüse bietet, einzutunnen und zu bergen, zu gleicher Zeit aber das Seine zu thun, um im künftigen Jahre reiche Ernten zu erzielen. Dazu gehört auch der Kampf gegen die kleinen, gefährlichen Feinde der Obstbäume, namentlich gegen den Frostspanner, dessen Raupe im April und Mai die Blüthenknospen und Blätter zerstört und bei mässigem Aufstreuen oft den Obst-ertrag wesentlich vermindert. Glücklicher Weise ist es nicht schwer, die Bäume gegen dies schädliche Insekt erfolgreich zu schützen.

Die mit unvollkommenen Flügeln versehenen Weibchen fliegen nämlich zur Zeit der Nachfröste von Mitte October bis Anfang December an den Bäumen empor, um ihre zahlreichen Eier, — oft bis dreihundert, — in die Winkel der Knospen zu legen. Um dies zu verhindern, versieht man von Mitte dieses Monats an die Stämme aller Obstbäume, besonders aber der Apfelbäume, mit Kiebringen. Ein 10 Cent breiter Streifen aus starkem Papier wird, 1 Meter hoch vom Boden entfernt, am oberen und unteren Rande mit Bindfaden um den Baumstamm befestigt und dann mit Raupen- oder Brunnen-Vein bestrichen. Bei älteren Bäumen kann man den Anstrich ohne jeden Schaden unmittelbar auf der Rinde selbst in derselben Breite ausführen. Am vorzüglichsten hat sich der Polborn'sche Raupenreim erwiesen, da derselbe bis acht Wochen lang die Klebsfähigkeit behält. Die Weibchen und auch zahlreiche Männchen des Frostspanners bleiben an diesen Ringen liegen und gehen zu Grunde. Oft hat man über hundert Weibchen an einem einzigen dieser Klebgürtel gezählt. Wie unbedeutend erscheinen die geringen Kosten und die kleine Mühe gegenüber einem solchen Erfolg!

O. Altmann.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Weintrauben frisch zu erhalten. — Auf welche Art kann man eine große Portion Weintrauben bis Weihnachten, oder noch länger, vollkommen frisch erhalten? Voriges Jahr hing ich einige Trauben an einem aufgespannten Seile im Zimmer auf, aber schon nach kurzer Zeit schrumpften die Beeren ein und fielen ab.

Fräulein W. in G.

Transpiriren. — Kann mir jemand gegen das allzu starke Transpiriren unter dem Arm, das mir alle Kleider verdüst, ein Mittel angeben? Das Einhüllen von wasserdiichtem Gummi in die Tailen hilft mir nicht.

Frau Director J. in R.

Spiegel ohne Rahmen. — Wer kennt eine Spiegelglasfabrik, von welcher man Spiegel ohne Rahmen in jeder Größe und Form erhalten kann?

L.

Beseitigung von Motten. — Wie verhilft man Motten in Teppichen und Möbeln am sichersten und schnellsten?

Frau Landgerichtsrath J. in H.

Antworten.

Silber-Gegenstände zu reinigen (386). — Verwahlloses Silber, nämlich solches mit grünen und schwarzen Tupfen, wäscht man in einer Lösung von Waschsoße (Natron), und zwar möglichst warm, und trocknet hierauf die Gegenstände mit einem Leinentuch ab. Sollten die Flecke danach noch vorhanden sein, so macht man einen sehr dünnflüssigen Teig aus Salmissgeist und feiner Wiener Kreide, bestreicht die Gegenstände mit dieser Masse mittels eines Lappens, läßt sie einige Minuten stehen und trocknet sie dann mit einem weichen Rehfell ab. Aus den Fugen und Rillen-Beschlägen entfernt man das weiße Pulver mittels eines sehr weichen Bürstchens, nach welchem Verfahren das Silber wunderlich schön wird. Gut erhaltenes Silber erhält man rein, indem man es täglich mit Rehleder und etwas Silber-Pulvpulver trocken abwischt.

Baronin L. in Preßburg.

Silber-Gegenstände zu reinigen (388). — Das beste Mittel, um Silbersachen schön blank und ohne Nachtheil für das Metall zu prägen, ist Wiener Stahl (unter diesem Namen wenigstens in jeder österreichischen Spezereiwaren-Handlung bekannt), welchen man trocken mittels eines Wollappens aufträgt und dann mit einem sauberen Rehleder wieder abreibt. — Vor allen anderen Putzmitteln zeichnet sich Wiener Stahl dadurch aus, daß er absolut keine Risse hinterläßt.

M. H. in W.

Geräucherte Kalbskeule. — Die Keule eines nicht zu großen Kalbes, etwa 5 bis 6 Kilo, wird mit Salz und einer Kleinigkeit Salpeter eingerieben, acht Tage in ein Gefäß gelegt und während dieser Zeit mehrere Male umgewendet. Hierauf wird die Keule etwa 14 Tage geräuchert (je nachdem der Rauch stark ist) und dann in brausend siedendem Wasser gar gekocht. Die Keule wird in der Brühe, die gelöst, aufbewahrt und soll als Beilage zu Gemüse oder als Belag für Butterbrot, fein geschnitten, servirt. Das Fleisch ist sehr delicat und hat ein hübsches, hellrothes Aussehen.

S. G. in B.

Junge Abornentia in Leipzig. — Bronzeflaschekleber zu bereiten, empfiehlt sich nicht. Man thut besser, ein unter den Namen „Französische Bronzeflüssigkeit“ laufendes Bindemittel zu ersteilen und mit diesem das betreffende Bronze-Pulver anstreichen oder einen kleinen Teelöffel deselben damit anzulösen. — Eine Korallenbaumblüte steht sehr klein und modern, und zwar wenigenfalls die mattroten Petalen geschön. Allerdings paßt in einem dunklen Leidende Unbekannte. — Als den unter den angegebenen Verhältnissen passendste Kurort für eine bronstante Dame empfiehlt wir Ihnen Oberndorf im Schlesien. Es bleibt dort viel Ruhe selbst den Winter über und finden gute Berufe und Pflege, und traut der Gründer und leitende Arzt, Dr. Prebner, den Wünschen seiner Patienten in entgegenkommender Weise Rechnung.

„Interessant“. — Es wird bei der Verbeiratung weder von preußischen, bairischen noch österreichischen Gütern die Stellung einer Güte verlangt, sondern nur der Nachweis eines privaten Vermögens, eines außerordentlichen jährlichen Einkommens gefordert. Dasselbe muß bei dem Zweiten- und Premier-Richteramt 2500 M., bei dem Hauptmann und Rittmeister weiter 3000 M. betragen; höhere Chargen sind auch von dieser Verpflichtung frei.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, ein Beiblatt, eine farbige Stickmuster-Vorlage und ein Extrablatt.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 24 Beiblätter, 28 Unterhaltungs-Nummern, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Beilagen und 8 Extrablätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Biennalejährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Rückfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.